Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

EIN PROPHET ZUR RECHTEN ZEIT

Wenn ein Volk besiegt, zusammengebrochen, gedemütigt am Boden liegt, wie jetzt das deutsche, dann ist es leicht und billig, wenn auch vielleicht nicht überflüssig, ihm seine Irrtümer und Sünden vorzuhalten, ihm Vernunft, Reue und Buße zu predigen. Eine ungleich schwierigere und undankbarere, aber auch verdienstvollere Aufgabe ist es, eine eben siegreich triumphierende, auf der Höhe dieses Erfolges stehende Nation vor Ueberhebung und Mißbrauch ihrer Macht zu warnen, ihr zuzurufen, daß sie trotz aller Erfolge auf dem falschen Wege sei, und sie zur Ein- und Umkehr zu mahnen.

An solchen rechtzeitigen Warnern hat es dem deutschen Volke nicht ganz gefehlt. Bekannt ist zum Beispiel, wie Nietzsche in seinen «Unzeitgemäßen Betrachtungen» gleich nach dem Triumph von 1870—1871 seinen Landsleuten zu Gemüte führte, daß Ueberlegenheit der Waffen noch kein Beweis für Ueberlegenheit der Kultur sei. Aber Nietzsches spätere Entwicklung hat leider gezeigt, daß er durchaus nicht der getreue Eckart war, der sein Volk vor Hybris bewahren wollte, vielmehr ein gefährlicher, wenn auch vielleicht oft mißverstandener Verführer zu eben dieser Hybris. — Auch von Wilhelm Raabe wissen wir, daß er die große innere Gefahr des Sieges der deutschen Waffen alsbald erkannte. Aber er war keine Kampfnatur und hat seine Bedenken nicht klar und unzweideutig ausgesprochen, sondern seiner Art gemäß nur versteckt und indirekt angedeutet und sich lieber von der Gegenwart zu andern Zeiten und Themen abgekehrt.

Es hat aber einen andern, heute fast vergessenen Propheten gegeben, der sich nicht gescheut hat, rechtzeitig seine warnende Stimme zu erheben, ohne Rücksicht darauf, daß er seine ganze, in einem langen, kampfreichen Leben erworbene Popularität damit aufs Spiel setzte. Ich spreche von Georg Gottfried *Gervinus*, dem großen deutschen Historiker, Politiker und Patrioten.

Als der Krieg von 1870 ausbrach, hatte er eben die fünfte, stark umgearbeitete Auflage seiner fünfbändigen «Geschichte der deutschen Dichtung» vollendet; sie erschien im Januar 1871. In dem im November 1870, also zwei Monate nach dem beispiellosen Erfolge von Sedan geschriebenen Vorwort gibt er zunächst seinem Schmerze Ausdruck, daß die drei Männer, denen er die früheren Auflagen gewidmet hatte, die Brüder Grimm und Dahlmann, seine Freunde, Gesinnungs- und Schicksalsgenossen von der Zeit der «Göttinger Sieben» her, nicht mehr unter den Lebenden weilten. Gerade jetzt hätte er sich mit ihnen so gern über die Angelegenheiten der Zeit und des Vaterlandes unterhalten. Nicht ohne Wehmut spricht er die Ueberzeugung aus, daß bei diesen Männern seine Gefühle und Gedanken über die neueste Aera der deutschen Geschichte mehr Verständnis gefunden haben würden als bei der großen Masse der Lebenden, deren Begeisterungsrausch über

die Gegenwart, deren schwindelnde Erwartungen von der Zukunft jene so wenig geteilt hätten wie er selber. Gewiß würden auch sie vor Freude gezittert haben bei der Aussicht auf die Wiederversammlung verlorener Stämme zu der deutschen Familie, würden auch sie geschwelgt haben bei dem Anschauen des gewaltigen Dramas, wie die Nemesis den französischen Gewalthaber aus seinem persönlichen Herrschertum in die selbstgegrabene Grube der Vernichtung hinabschleuderte. Aber die Freude wäre ihnen — wie ihm, Gervinus, selber — bitter und unheilbar vergällt worden durch die Erinnerung an die Ereignisse, die vier Jahre vorher (1866) die neue Macht und Einheit Deutschlands eingeleitet hatten; und sie hätten gewiß auch die großen Kriegstaten von 1870 nicht für den Riesenschwamm gehalten, der die tiefe Unbefriedigung über die inneren deutschen Zustände mit einem Zuge austilgen könnte. «Denn», fährt der Vorredner fort, «wie bewundernswert diese Taten seien: Dem, der die Tagesgeschichte nicht mit dem Auge des Tages, sondern mit dem Auge der Geschichte ansieht, erscheinen sie trächtig an unberechenbaren Gefahren, weil sie uns auf Wege führen, die der Natur unseres Volkes und, was viel schlimmer ist, der Natur des ganzen Zeitalters zuwiderlaufen.»

Man kann sich vorstellen, daß solche Sätze in dem damaligen Siegestaumel einen Sturm der Entrüstung aufwühlten, der wohl noch viel höhere Wellen geschlagen hätte, wenn nicht sein Urheber wenige Wochen darauf zu seinen toten Freunden heimgegangen wäre (18. März 1871). Doch hatte er vor seinem Ende noch Zeit gefunden, seine Auffassung in zwei Schriften näher zu erläutern, die dann noch im gleichen Jahre von seiner Witwe herausgegeben wurden. Die eine, eine Art von Selbstkritik, polemisiert namentlich gegen einen scharfen Angriff, den der bekannte politische Schriftsteller Karl Braun in der (Berliner) «Nationalzeitung» gegen Gervinus gerichtet hatte. Die andere ist eine an das preußische Königshaus gerichtete «Denkschrift zum Frieden». Wir wollen aus diesen beiden Schriften, die neben manchem Ueberholten und Zeitgebundenen viel heute noch oder wieder Beherzigenswertes enthalten, nur einige Hauptgesichtspunkte herausheben.

Was die innere Gestaltung Deutschlands betrifft, so tritt Gervinus mit Leidenschaft für die bündische Staatsordnung ein. Diese ist nach seiner Ueberzeugung für das ideelle wie für das materielle Gedeihen der Völker die förderlichste, die sowohl dem germanischen Charakter als auch der allgemeinen europäischen Zeitströmung am meisten entsprechende. Er ist natürlich nicht gegen die deutsche Einheit, nicht einmal gegen die preußische Führung und die Ausscheidung Oesterreichs. Aber er verlangt, daß Preußen nicht nur in materieller, sondern auch in geistiger und konstitutioneller Hinsicht mit gutem Beispiel vorangehen müsse. Und in dieser Beziehung fühlte er sich bitter enttäuscht und sah schwarz in die Zukunft. Der blendende Glanz und die ungeheure Macht des neuen «Martialstaates», wie er sich plötzlich gestaltet hatte, der neue «preußische Militarismus» erscheint ihm ebenso gefährlich und unzeitgemäß wie ehemals der preußische Absolutismus. «Auf friedliche Tätigkeiten, auf weltumspannende wissenschaftliche und industrielle Interessen ist dies ganze Zeitalter gestellt und nicht auf Unitarismus und zentralisierte Soldatenstaaten. In diesen Dingen mit unsern Nachbarstaaten zu wetteifern, als das Kulturvolk, als das wir uns unstreitig einen Ruhm und eine Geistesmacht in der Welt errungen haben, die eine andere Dauer hatte als die Waffenmacht, zu deren Erlangung die größten Männer durch Jahrhunderte nutzlos das deutsche Blut vergeudet hatten, das wird für unser Volk ein edleres und würdigeres Ziel sein als die Bepflügung der Schlachtfelder, die nichts als Elend tragen.» Auch Gervinus hatte von jeher Deutschland einen «starken Mann» gewünscht, einen neuen Herkules, aber einen, der «die stehenden Heere und den militärischen Trotz zerbrechen» sollte. Mit tiefster Besorgnis sah er nun gerade das Gegenteil eingetreten: «Nachdem man seit einem halben Jahrhundert gewünscht, gestrebt, gehofft hatte, den soldatischen Ordnungen der früheren Zeiten mehr und mehr zu entwachsen,

die aussaugende Last der stehenden Heere vermindert, wenn nicht weggenommen zu sehen, ist hier eine permanente Kriegsmacht von so furchtbarer Ueberlegenheit entstanden, wie sie die Zeiten der ganzen auf Eroberung und Vergrößerung gestellten Militärstaaten der letzten Jahrhunderte niemals, nicht entfernt gekannt haben, wie sie die Welt selbst in der eisernen Zeit der französischen Kriege nicht gesehen hat, wie sie der kriegsgewaltige Napoleon auf der Höhe seiner Macht, selbst als Bundesherr des ganzen Festlandes von Europa, zu seinen ausschweifendsten Riesenentwürfen gegen Rußland nicht einmal vorübergehend zur Verfügung hatte... Was nun augenblicklich auch die Eindrücke und Empfindungen über diese wunderbaren Taten und Begebenheiten bei uns und draußen sein mögen: wenn Ruhe und Besinnung wiederkehren, wird das Mißtrauen und die Eifersucht gegen uns erwachen. Man ruft uns aus England die berauschenden Worte zu: Deutschland steht an der Spitze der Welt! Aber alle Höhe ist von Neid und Argwohn bedroht. Wir sind in unserer Machtstellung zunächst an Frankreichs Stelle getreten, aber wir werden allen Haß, den Frankreich auf sich gezogen hatte, von nun an auf uns gezogen haben.» Er führt dann weiter aus, wie diese neue Machtstellung Deutschlands unweigerlich bald das Mißtrauen Englands und Rußlands wecken werde. «Dieses Mißtrauen in seinem Entstehen zu ersticken, gibt es nur ein Mittel: Deutschland wieder zu einem wahren Bundesstaat zu machen, dessen Protektor nicht ein absolut gebietender Militärdiktator ist, dessen ganze staatliche Gliederung eine Friedensbürgschaft ist, der seine Kriegsordnung nur für seine Verteidigung bemesse, der nie ein kriegerisches Unkraut säe, dem es ein Fest sein wird, ein Zeitalter der Entwaffnung, eine Friedensära einzuleiten, die der schrecklichen Wucht der Militärlasten in Wahrheit ein Ende macht...» Und er schließt mit den prophetischen Worten: «Es wäre eine leidige Verkehrung, wenn Deutschland die Tätigkeiten eines Kulturvolks für die eines Machtvolkes dahingeben und von Krieg zu Krieg verwickelt werden sollte. Unsere begeisterten Nationalen setzen sich über die Aussicht auf solch eine Wendung unserer vaterländischen Politik hinweg mit der Vertröstung auf die gutartige, von Raufsucht weit entfernte Natur des deutschen Volkes, auf die friedlichen, von aller Eroberungssucht ganz freien Gesinnungen und Prinzipien des preußischen Fürstenhauses. Wer aber nicht gegenwärtig hat, wie unendlich viel mächtiger Verhältnisse sind als die trefflichsten Absichten, und wieviel stärker Versuchungen als die festesten Grundsätze, der weiß von Menschenwesen und Geschichte nichts, selbst von der neuesten, gegenwärtigsten preußischen, hohenzollernschen Geschichte nichts.»

Gervinus war nichts weniger als ein *laudator temporis acti.* Man hatte und hat es ihm ja gerade vielfach zum Vorwurf gemacht, daß er in seiner Literaturgeschichte den Standpunkt vertrat, das Volk der Dichter und Denker habe sich überlebt, es sei nun an der Zeit, vom Dichten zum Trachten, vom Schreiben zum Handeln, vom Parnaß zum Forum überzugehen. Er war auch kein unbedingter Pazifist. Er hatte gründlich den Machiavell studiert und ließ das rigorose Bekenntnis Dahlmanns zur Moral in der Politik nicht uneingeschränkt gelten. Um so mehr fällt es ins Gewicht, daß er sich von den blendenden Erfolgen der Bismarckschen Gewaltpolitik keinen Augenblick seinen historisch geschulten Blick trüben ließ. Nur in der innigen Durchdringung beider Seiten der deutschen Wesensart sah er das Heil der Zukunft: «Maß in der Pflege der geistigen (in sich universalistischen), Maß in der Pflege der politischen (in sich nationalen) Tendenzen, Maß in der Behauptung beider.»

Die Warnung vor Ueberheblichkeit, die er dem deutschen Volke zurief, hat er auch für seine eigene Person beherzigt. Er erhob nicht den Anspruch, ein unfehlbarer Prophet zu sein; nur vor dem Richterstuhl der Zeit könne die Frage entschieden werden, ob der Sieg Deutschlands ihm und der Welt Heil oder Unheil bringen werde: «Es wird die größte meiner Freuden sein, in allen meinen Be-

fürchtungen unrecht zu behalten.» Und so lehnte er auch bescheiden den Urteilsspruch als «verfrüht und unbefugt» ab, den damals ein österreichischer Dichter in der «Neuen Freien Presse» fällte:

AN GERVINUS

So hast du bei Belsazars Lustgelage
Dein Menetekel an die Wand geschrieben,
Du hast vom prunkbeladnen Sarkophage
Den Flitter, der den Moder deckt, gerieben;
Im ungeheuren Abfall dieser Tage
Bist du dem echten Glauben treu geblieben,
Dem ew'gen A und O der Weltgeschichte:
Was nicht ans Maß sich bindet, wird zunichte.

Sie wollen nicht die große Wahrheit hören,
Die in der Wüste deine Stimme predigt;
Sie lauschen jener trunknen Toren Chören,
Die bis aufs Mark das deutsche Volk geschädigt.
Doch während sie zu ihren Götzen schwören,
Hast du dich deiner Priesterpflicht entledigt:
Ihr aber könnt, wenn euer Taumel endet,
Nicht klagen, daß euch kein *Prophet* gesendet.

EDUARD BEREND

ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE UND MEHR

Blättert man in den Bücherkatalogen, so scheint es, daß die Schweiz für die Psychologen wahrhaftig kein Holzboden ist; denn ihr Schrifttum gedeiht und blüht, ja wuchert wie kein anderes. Bei näherem Zusehen muß man aber einschränken: Die reine, die «theoretische» Psychologie, sei sie nun beschreibend, phänomenologisch oder experimentell, tritt fast ganz in den Hintergrund und findet also offenbar wenig Interesse. Was sich dagegen breitmacht, ist die angewandte Psychologie in allen ihren Abarten und Spielarten. Da wir Schweizer uns ja, um unsere Lobredner nicht Lügen zu strafen, befleißigen müssen, brav, tüchtig und vor allem praktisch-realistisch zu sein, so hat dies nichts Besonderes auf sich, sondern ist ganz in Ordnung. Nur muß es gesagt sein, damit niemand falsche Schlüsse aus dieser Blüte der psychologischen Literatur zieht.

Gerade aus den vier Büchern, die der Zufall und nicht irgendeine Absicht hier zusammenbringt, zeigt sich das eben Gesagte, so ungleich sie im übrigen untereinander sind. Nur in Stichworten seien sie und ihr Inhalt hier aufgezählt, nicht als Besprechung und Kritik, sondern mehr nur um ihren Standort kenntlich zu machen. *«Die Psychologie der Menschenbehandlung im Betriebe»*, von *Franziska Baumgarten*, bei Rascher & Co., Zürich, ist der wenig veränderte Neudruck einer 1930 in Deutschland erschienenen Monographie und zielt, wie schon der Titel sagt, völlig aufs Praktische, wobei aber vor allem an die Verhältnisse in Großbetrieben gedacht wird, und nicht an die durchschnittlichen schweizerischen Verhältnisse, wo das Persönlich-Menschliche eine größere Rolle spielt als dort. Demgemäß ist die Darstellung einfach, aber eindringlich und äußerst eingehend, so daß auch der flüchtigste Leser, zu denen ja betriebsame Geschäftsleute oft gehören,

nicht anders kann, als sich zu merken, was der Verfasserin am Herzen liegt. Die Wiederholungen auch banaler Verhaltensregeln sind gerade darum von gutem; denn je größer der Betrieb, um so mehr werden sie vergessen, und es muß also immer wieder gesagt werden, was der kleine Gewerbetreibende aus der Schul- und Lehrzeit her in sich hat, ohne daß er darüber lesen muß.

Wie völlig anders das nächste Buch. Wir schlagen irgendwo eine Seite auf, lesen die Hälfte, und schon wissen wir aus dem Tonfall und der Satzstellung, auch wenn kein bißchen Theorie in diesen Sätzen enthalten sein sollte: hier sind wir im Reich der analytischen Psychologie C. G. Jungs. Im 15. Jahrhundert hat der spätere Dominikaner Francesco Colonna ein sonderbares Buch geschrieben: «Hypnerotomachia Poliphili», trotz Humanismus nicht in Latein, sondern in einem bäurischen Italienisch und namenlos. Es gehört zu jener phantastischen Literaturgattung, die in der mittelalterlichen Minnedichtung mindern Ranges anhebt und in allegorischen Märchen nach Art der Zauberflöte einige Jahrhunderte später ausstirbt. Poliphil sucht darin in einer traumhaften Wanderung durch Wälder, Ruinen, Tempel mit mannigfachen Fährnissen und Prüfungen nach seiner Geliebten Polia, bis er endlich auf der Insel Kythera entdeckt, daß sie ihn als Nymphe schon seit einiger Zeit begleitete. Eine große Dichtung ist das sehr schwer lesbare Buch nicht, und aus diesem Grunde hat es *Linda Fierz-David* unter dem Titel *«Der Liebestraum des Poliphilo»* (Rhein-Verlag, Zürich) auch nicht nacherzählt und gedeutet. Aber es geht der Jung-Schülerin natürlich darum, die Ansichten ihres Meisters, und zwar besonders die Lehre von Animus und Anima und seine Auffassung der Alchemie daraus zu erweisen. Dies gelingt denn auch nach Ueberwindung verschiedener Schwierigkeiten, und vorausgesetzt, daß man den Ansichten Jungs grundsätzlich zustimmt, hat man weniger Widerstände, der Verfasserin zu folgen als seinerzeit den analytischen Deutungen der größten Kunstwerke, wie sie vor einem Menschenalter Mode waren. Die Dichter und Maler haben nämlich schon recht: Je künstlerischer ein Werk, um so weniger hat die Psychologie zu schnüffeln und zu finden, weil der Inhalt nach den Erfordernissen der Gestaltung und Formung wiedergegeben wird. In einem Buch wie der «Hypnerotomachia», wo die Kunst neben dem Phantasieren eine geringere Rolle spielt, macht dies Bedenken natürlich weniger aus. Ein leises Unbehagen wird man trotzdem nicht immer los, und hie und da ertappt man sich sogar auf dem ketzerischen Gedanken, daß das Literarische und das Historische eigentlich interessanter seien als die Deutung.

Nur ein kurzer Handgriff zum nächsten Buch und schon sind wir in einer andern Welt. Kein Zweifel schon beim ersten Satz: Hier wird auf den Spuren Auguste Comtes gewandelt, auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt ist, und sogar der Herrschaftsanspruch des Soziologen, daß alle andern Wissenschaften seiner Wissenschaft zu dienen hätten, ist bald hindurchzuhören.

Zwar sucht *Emil J. Walter* in seiner knappen Schrift: *«Psychologische Grundlagen der geschichtlichen und sozialen Entwicklung»* (Pan-Verlag, Zürich) den alten, oft gemachten Versuch auf eine neue Art zu unternehmen. Aus der materialistischen Geschichtsauffassung, aus der Psychoanalyse, genauer gesagt, einem ihrer späten Ableger, der sogenannten Charakteranalyse, und aus der Logistik setzt er in nicht immer ganz logischer und klarer Weise (woran die programmatische Kürze und die vielen seitenlangen Zitate auch ihre Schuld tragen mögen) einen Maßstab zusammen, mit dem er nun die Erscheinungen in Gesellschaft und Geschichte mißt. Insoweit sie damit gemessen werden können, erblickt man viele Zusammenhänge schärfer und genauer, weshalb die Forderung, die Dinge auch einmal so zu sehen, zweifellos ihre Berechtigung hat. Allein, viele Erscheinungen fügen sich diesem Maßstab nicht, und, wenn man trotzdem will, daß alles «aufgeht» und «erklärt» wird, bleibt nichts anderes übrig, als die Wirklichkeit zu vergewaltigen und damit das zu schaffen, was man vermeiden wollte, nämlich eine «Ideologie». Der Verfasser, der in dem

kurzen Buch mehr nur Anregungen geben will und nicht so weit ausholen kann, zieht die letzte Folgerung allerdings nicht. Der letzte Schluß wäre nämlich, daß Trieb, Geld und Phrase die einzigen Kräfte der geschichtlichen Bewegung seien. Dies wäre aber das Ende aller Bestrebungen auf Verbesserung schlimmer Zustände; denn die fromme Hoffnung auf «Sublimation» von Trieb in Geist, Sittlichkeit und Kultur ist erfahrungsgemäß nicht mehr wert als die alchemistische Hoffnung auf Umwandlung unedler Metalle in Gold.

Alle Theorien und Hypothesen verlassen müssen wir nun, wenn wir zum letzten Buch übergehen: *Hans Ornstein: «Macht, Moral und Recht. Studien zur Grundproblematik menschlichen Zusammenlebens»* (Francke, Bern). Hier wird von Grund auf neu begonnen, und auch die Psychologie ist nur in ihrer angewandtesten Form gegenwärtig; denn es handelt sich um eine rechts- und staatsphilosophische Abhandlung, nicht gerade für die breite Oeffentlichkeit, aber auch nicht bloß für die Fachgenossen berechnet. Geschrieben worden ist das Buch wohl während des Weltkriegs, und abgeschlossen worden kurz nachher; denn die Erregung jener Tage zittert noch hie und da in den Sätzen, ohne aber Urteil und Folgerungen zeitbedingt zu trüben. Was ist Macht, was Moral und insbesonders die sittliche Erscheinung der Gerechtigkeit, und was ist das so oft mit letzterer verwechselte Recht, wird zuerst gefragt und leidenschaftslos und gründlich untersucht. Hier interessiert besonders die Grundlegung der Moral. Als «psychische Ausstattung des Menschen zum ‚Sittlichen'» wird aufgezählt: Sinn für Wahrhaftigkeit, Fähigkeit des Wertens und Fähigkeit, die Werte zu harmonisieren mit Hilfe der Vernunft und der Einfühlung (die außerordentlich scharfsinnige Analyse Schelers dieser etwas unbestimmten Einfühlung wird von dem belesenen Verfasser sonderbarerweise nicht herangezogen). Daß es Macht nicht nur gibt, sondern geben muß, genau so wie Sittlichkeit und Recht, die ja ihrerseits manchmal den Beistand der Macht nötig haben, wird nicht bestritten. Daß ein Wille im Staat sein muß, der die Macht benützt, ebensowenig. Auf diesen Willen aber kommt es an, ob die Macht böse wird oder nicht. An diesem Punkt setzen nun bekanntlich die Weltverbesserer mit ihren Rezepten und Allheilmitteln ein. Ornstein ist nochmals ehrlich genug, zu bekennen, daß er kein solches Rezept anzubieten hat. Er kennt nur das Uralte, was er «die sittliche Forderung an den Staat» nennt, daß nämlich der Staat selbst seine Macht nur innerhalb des Sittengesetzes gebrauchen darf. Oft gefordert und versprochen und nie gehalten, wird der Zweifler und «Realist» beim Lesen dieses Kapitels spotten, und in der Tat, auch wer nicht zweifeln will, wird den Klang des Satzes von Jakob Burckhardt, der dort irgendwo zitiert wird, nicht aus dem Ohr verlieren: «Das Allerseltenste aber ist bei weltgeschichtlichen Individuen die Seelengröße. Sie liegt im Verzichtenkönnen auf Vorteile zugunsten des Sittlichen, in der freiwilligen Beschränkung nicht bloß aus Klugheit, sondern aus innerer Güte, während die politische Größe egoistisch sein muß und alle Vorteile ausbeuten will.» Die Besten und Uneigennützigsten müßten also an die Macht gelangen und damit dies geschieht, müßten diejenigen, die wählen und die Macht verleihen, auch das Beste und Uneigennützigste wollen. Dies wäre, banal gesagt, das Heilmittel. Ist es da aber nicht erschreckend, daß die vier großen politischen Utopien der Weltliteratur, wo die Besten zum Wohle aller regieren, nämlich diejenigen Platos, Augustins, des Thomas Morus und Campanellas, so gar kein demokratisches Gepräge tragen, sondern vielmehr an Diktaturen erinnern, zwar an milde und wohltätige Herrschaften, aber eben doch an «Führer»staaten? Schien es den vier Verfassern der Utopien, dem Philosophen, dem Theologen, dem Juristen und Staatsmann und dem Diplomaten, dies sei die einzige Möglichkeit, daß wirklich die Besten und Sittlichsten an die Spitze des Staates und zur Verwaltung der Macht gelangen würden?

Diese Frage, die Ornstein nicht aufwirft, trotzdem er im Vorbeigehen die

Utopien ebenfalls nennt, drängt sich dem Leser zum Schluß des tapfern Buches auf. Trostreich ist es trotz allem, und zwar darum, weil es deutlich zeigt und dem Leser einhämmert, daß die rechte Ordnung von Macht, Gerechtigkeit und Staat jeder Generation neu aufgegeben ist und daß keine sich auf das bequeme Ruhekissen irgendeines Völkerbundes oder einer UNO legen und schlafen darf; denn jede Institution trägt notwendigerweise in sich schon den Keim des Verfalls und muß von jeder Generation neu belebt und mit Sinn erfüllt werden. Dies zu wissen, mehr noch, das Wissen darum im Blut zu haben, ist viel bessere Verheißung für die Zukunft als alle Statuten und Kongresse, die leider so oft dazu dienen, die Wahrheit des biblischen Ausspruchs zu erweisen, wonach die Kinder der Welt klüger sind als die Kinder des Lichtes. Dies wäre zum Schluß auch noch etwas Psychologisches zu diesem Buch, das sonst weit darüber hinaus geht.

J. WYRSCH

THOMAS MANN UND SEIN WERK

Die Darstellung des Lebens und Schaffens eines noch kraftvoll mitten unter uns wirkenden Künstlers kann nur wissender Freundesliebe gelingen, die durch eigene Mitarbeit manches Schaffensgeheimnis ihres Helden erkundet hat. Das Erfülltsein dieser Vorbedingung gibt dem eben erschienenen Thomas-Mann-Buch von Ferdinand *Lion* (*«Thomas Mann — Leben und Werk»*, Verlag Oprecht, Zürich) im schönsten Sinne Berechtigung und Ueberzeugungskraft. — Das heute noch — glücklicherweise — Unvollendete seines Grundthemas hat auch die Form des Buches entscheidend beeinflußt. Lion selbst bezeichnet das eine oder andere Kapitel als «Fragment» oder als «Skizze»; jeder Abschnitt bedeutet aber eine in sich abgeschlossene Variation über das Hauptthema, zu dem sie schon jetzt Wesentliches auszusagen weiß. Alles, was vielleicht später zum gleichen Thema beizubringen sein wird, kann zwar die Variationenkette um neue Glieder vermehren, wird aber die Gültigkeit der vorangegangenen nicht anzutasten vermögen.

Die Fähigkeit Lions, in knappen Formulierungen weitgespannte, vielschichtige Aspekte zu eröffnen, bewährt sich auch diesmal in hohem Maße und erscheint der eigenen Gestaltungsweise Thomas Manns ganz besonders glücklich angepaßt. So gibt zum Beispiel gleich zu Anfang die Einordnung des Dichters neben Storm und Fontane sehr aufschlußreiche Hinweise auf seine Entwicklung von den «Buddenbrooks» zu «Lotte in Weimar», während etwa die Kapitelüberschrift «Erbe und Ahnen» schon die große Frage aufrollt, auf die Lion viel später in seiner trotz ihrer Kürze dem Stoffe völlig gerecht werdenden Analyse des Josefsromans präzise Antwort gibt. — Die Würdigung des Menschen Thomas Mann, seines gesellschaftlichen und politischen Wirkens wird von Lion bei aller Intimität doch mit bescheidener Diskretion und offenherziger Anführung auch des Problematischen vollzogen. Einflüsse vorangegangener Denker werden ebenso sorgfältig berücksichtigt, wie die gleichzeitige literarische Umwelt, innerhalb derer Thomas Mann als typische Grenzerscheinung gewertet wird. An vielen Stellen wird auch liebevoll der innigen Musikalität gedacht, die das gesamte literarische Schaffen Thomas Manns offen oder latent durchwebt und eines seiner wichtigsten Lebenselemente darstellt. — In seiner Gesamtheit bedeutet das schmale, schlicht geschriebene Buch Lions eine «Thomas-Mann-Enzyklopädie» im Kleinen, die auch Fernerstehenden die Persönlichkeit und das Werk des tiefgründigen deutschen Dichters näherzubringen vermag.

W. R.